

*Von Ursula Niehaus sind bereits folgende Titel  
im Knaur Taschenbuch erschienen:*

Die Seidenweberin

Das Heiligenspiel

Die Tochter der Seidenweberin

*Über die Autorin:*

Ursula Niehaus wurde 1965 geboren. Schon früh begeisterte sich die gebürtige Kölnerin fürs Schreiben und für historische Stoffe. Ihr erster Roman *Die Seidenweberin* war ein großer Erfolg. Ursula Niehaus lebt mit Mann und Kind in einem kleinen Winzerstädtchen am Rhein.

URSULA  
NIEHAUS

Die  
.. Stadt-  
Ärztin

ROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Vollständige Taschenbuchausgabe Januar 2017

Knaur Taschenbuch

© 2014 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: St. Mary Magdalene, 1500–10 (oil on panel),  
Piero di Cosimo (c.1462–1521) / Palazzo Barberini, Rome, Italy /  
Giraudon / The Bridgeman Art Library; The Capitulation of Ulm  
in October 1805 (engraving), French School (19th century) /  
Private Collection / The Bridgeman Art Library

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-50315-7

2 4 5 3 1

*Für Faran*



»Ich bin der Doctor der Artzney  
An dem Harn kann ich sehen frey  
Was kranckheit ein Menschn thut beladn  
Dem kan ich helfen mit Gotts gnadn  
Durch ein Syrup oder Recept  
Das seiner kranckheit widerstrebt  
Daß der Mensch wider werd gesund  
Arabo die Artzney erfund.«

*Ständebuch*, Jost Amman, 1568



# *Erster Teil*

1531–1539





## 1. Kapitel

Eine einschläfernde Hitze erfüllte das enge Schulzimmer. Träge umkreiste die Fliege das Haupt des Schulmeisters, um sich dann auf seiner fleischigen Nase niederzulassen. Agathe strich sich eine schweißfeuchte Haarsträhne aus dem herzförmigen Gesicht, die sich aus einem ihrer Zöpfe gelöst hatte. Gelangweilt kratzte sie mit dem Fingernagel am Rahmen ihrer Wachstafel. Sie hatte längst ihre Aufgabe erledigt und wartete darauf, dass der Lehrer in seinem Unterricht fortfahren würde.

Dicht gedrängt saß sie mit einem guten Dutzend anderer Kinder in dem engen Raum. Der Junge zu ihrer Rechten in der Bank stieß ihr unablässig den Ellbogen in die Seite, während er unbeholfen seine Buchstaben ritzte, und auf ihrer Linken kitzelte Hellas Zopf ihr die Wange.

Agathe beobachtete, wie die Fliege über die gerötete Gesichtshaut des Lehrers kroch, dem weit geöffneten Mund zu, dem ab und an ein gurgelndes Schnarchen entfuhr. Schließlich entschloss sie sich, eines der Wörter auf ihrer Tafel auszuwischen und noch einmal schöner zu schreiben. Die schmalen Augenbrauen konzentriert über ihren nussfarbenen Augen zusammengezogen, hatte sie gerade den Griffel angesetzt, als ihr der dunkelblonde Schopf ihrer Schwester auf die Schulter sank.

Agathe schreckte zusammen. Die Wachstafel fiel ihr aus der Hand und schlitterte laut scheppernd über den staubigen Dielenboden.

Der Lehrer fuhr auf und sog erschreckt die Luft ein. Sein strafender Blick traf Agathe, doch bevor er sie schelten

konnte, packte ihn der Husten. Die Fliege war ihm in den Hals geraten.

Hilflos rang er nach Luft. Tränen traten ihm in die Augen, und sein ohnehin gerötetes Gesicht färbte sich purpurn. Dann krümmte er sich in einem nicht enden wollenden Hustenanfall zusammen. Schließlich entließ er, sichtlich entkräftet, die Schüler für diesen Tag weit vor der Zeit.

Blinzelnd traten die Mädchen in das grelle Sonnenlicht hinaus. Es war kein weiter Weg bis zu ihrem Elternhaus. Die schmale Gasse, an der das schäbige Schulhaus mit dem engen Klassenzimmer lag, mündete direkt auf den Platz vor dem Münster. Diesen mussten sie überqueren und dann noch über den Holzmarkt laufen. Dahinter begann schon die Sattlergasse, in der das Haus der Familie Streicher lag, gleich gegenüber der Greth.

Heute waren viele Menschen auf der Straße, weit mehr als sonst, stellte Agathe fest. Und es waren nicht wie gewohnt freundliche Mägde und Hausweiber, die ihre Einkäufe vom Markt heimtrugen, es waren Männer, grob gekleidet, manche trugen Knüppel in den Händen, andere Hacken.

Agathe spürte, wie Hellas Hand sich ängstlich um die ihre krampfte. Gerade einmal elf Jahre war sie alt, klein und von zierlicher Gestalt, und um sie her waren nur Beine und Rücken. Ihre Schwester war ein Jahr älter und einen halben Kopf größer gewachsen als sie, und doch war es Agathe, die die Führung übernahm. Beruhigend erwiderte sie den Händedruck der Schwester und lächelte ihr zu. Dann warf sie entschlossen ihre weizenblonden Zöpfe über die Schulter zurück und versuchte, einen Weg durch die Menge zu bahnen.

Je näher sie dem Westturm des Münsters kamen, desto dichter wurde das Gedränge, und gerade als Agathe vor

sich das hohe Portal erblickte, öffneten sich die Flügeltüren des Gotteshauses. Die Menge drängte nach vorn. Agathe und Hella wurden mitgerissen, und als sich die Menschen johlend in das Innere des Münsters ergossen, wurden auch sie unversehens hineingespült.

Die Männer um sie her stürzten sich sogleich auf die hölzernen Altäre. Grob rissen sie die kunstvoll bemalten Altarflügel herunter und schlugen die Bilder in handliche Stücke.

Die Schwestern blickten entsetzt auf das irre Tun. Sahen zu, wie sich die Männer um die zerschlagenen Bildnisse rauten und sich so viel Holz auf die Schultern luden, wie sie zu tragen vermochten.

»Was machen die da?«, fragte Hella schrill.

Agathe blieb ihr die Antwort schuldig. Fassungslos beobachtete sie, wie die Ersten der Plünderer mit ihrer Beute an ihnen vorbei wieder durch das Portal ins Freie hasteten. Zwei trugen schwer an etwas Großem, Sperrigem. Agathe erkannte die Statue der Heiligen Mutter Gottes, der das Münster geweiht war.

»Zerschlagt die Götzenbilder!«, tönte der Ruf durch das Kirchenschiff.

Agathe schluckte. Der Mob plünderte das Münster – ihr schönes Münster, auf das die Bürger Ulms so stolz waren.

Viele wohlhabende Familien hatten im Münster Altäre gestiftet, um Vorsorge zu treffen für den Tag, an dem sie vor dem Jüngsten Gericht zu erscheinen hätten. Manche wie die Besserers, die Neitharts oder die Roths hatten gar ganze Kapellen errichten lassen.

Für viel Geld hatten sie die Altäre mit sakralen Kunstwerken geschmückt, sie mit dem dazugehörenden Messgeschirr, silbernen und mit Edelsteinen besetzten Kelchen und aufwendig bestickten Textilien ausgestattet und von eigens dafür angestellten Geistlichen Messen für das

Seelenheil ihrer Verstorbenen lesen lassen. Auch die Schwestern hatten es nicht versäumt, sonntags mit der Mutter frische Blumen auf den Altar ihrer Familie zu stellen.

In weiser Voraussicht hatte der Rat der Stadt bereits vor Wochen wertvolle Monstranzen und Altargeräte ins Steuerhaus bringen lassen, und auch viele Stifter hatten ihre Kunstwerke nach Hause geholt. Sogar die Orgel hatte man mit Pferden hinausgezogen, doch es war beileibe noch genug geblieben, um Opfer des Wütens zu werden. Durch all die einstige Pracht brandete nun rohe Gewalt.

Wie konnten diese Menschen es nur über das Herz bringen, all diese wunderschönen Dinge zu zerschlagen?, fragte Agathe sich. Und warum gebot ihnen niemand Einhalt? Sie vermutete, dass es mit der Reform der Kirche zu tun hatte, über die man vor einem halben Jahr abgestimmt hatte und zu der sich die Stadt nun bekannte.

Augustin hatte ihr davon erzählt, als man vor zwei Tagen ihren eigenen Familienaltar aus dem Münster nach Hause gebracht hatte. Die prunkvollen Altäre dienten nur der selbstgefälligen Zurschaustellung des Reichtums der Stifter, hatte er wichtig erklärt, und es sei falsch, die Götzenbilder anzubeten. Denn nur Gott allein gebühre die Verehrung der Gläubigen.

Augustin musste es wissen. Schließlich ging ihr Bruder schon auf die Lateinschule und lernte dort die rechte Auslegung der Heiligen Schrift.

Agathe hatte trotzdem nicht verstanden, was plötzlich daran falsch war, zur Mutter Gottes zu beten. Und warum man all die schönen Bilder zerschlug, verstand sie auch nicht. Empörung stieg in ihr auf. Das durften sie nicht! Die Mutter Gottes wäre sicher höchst erzürnt darüber, zu sehen, was mit ihrer Kirche geschah.

Auch am Bild des Choraltars machte sich ein Mann zu

schaffen. Doch er war dabei sehr umsichtig, so dass es Agathe nicht so vorkam, als wolle er ihm Schaden zufügen. Behutsam klappte er die Flügel des Altaraufsatzes zu und wuchtete sich das schwere hölzerne Bildwerk auf die Schulter. Dann suchte er sich einen Weg zwischen den Rasenden hindurch zu einem Seitenportal.

Agathe warf Hella einen fragenden Blick zu. Die Schwester nickte. Es war nicht nötig, ein Wort zu wechseln, sie verstanden sich auch ohnedies. Agathe wies auf die Statue einer gültig lächelnden Madonna, die den Wütenden bisher entgangen war. Die Mädchen mussten sich recken, doch es gelang ihnen, das Bildnis von seinem Sockel zu heben.

Es war weit schwerer, als Agathe erwartet hatte, und für einen Moment schwankte die Muttergottes bedrohlich. Doch dann bekam Agathe den Saum des hölzernen Gewandes zu fassen, und Hella packte das Haupt der Statue, gleich unter dem Heiligenschein.

Gebückt unter ihrer Last und immer wieder wachsam hinter sich blickend, wählten Agathe und Hella denselben Weg, auf dem der Mann mit dem Altarbildnis das Münster verlassen hatte. Keiner schien von den Schwestern Notiz zu nehmen. Zu sehr war der Mob mit seinem zerstörerischen Werk beschäftigt. Unbehelligt erreichten sie das Freie, und Agathe blickte sich suchend um. Wo wäre die Muttergottes in Sicherheit?

Ihr Blick fiel auf die angelehnte Tür eines verlassenem Schuppens, der einst zur Dombauhütte gehört hatte, damals, als man noch die Baupläne von Matthäus Böblinger umzusetzen versuchte, der den schönsten und höchsten Turm in deutschen Landen für das Münster entworfen hatte.

Dann jedoch, kurz nachdem Kaiser Maximilian I. bei seinem Besuch den Turm erklommen hatte, der bereits bis

auf eine Höhe von über siebenzig Fuß angewachsen war, hatten sich während der Messe Steine aus dem Turmgewölbe gelöst und waren herabgestürzt. Schweren Herzens hatten sich die Ulmer von ihren ehrgeizigen Plänen verabschieden müssen. Der Turmbau wurde mit einem Notdach über dem Viereckkranz beendet, und wo ehemals von früh bis spät rege Emsigkeit geherrscht hatte, wurde nunmehr recht verhalten gearbeitet.

So fanden die Mädchen, als Agathe die Tür mit dem Fuß aufstieß, nur einen Stapel Bauholz und ein paar leere Rupfensäcke in dem Schuppen. Ächzend unter ihrer Last, trugen sie die Muttergottes hinein und ließen sie im hintersten Winkel vorsichtig zu Boden gleiten.

»Autsch!« Scharf sog Hella die Luft ein und hob den Daumen an den Mund.

»Warte, lass mich schauen!«, sagte Agathe und zog Hella zur Tür des Schuppens.

Widerwillig hielt Hella der Schwester die Hand hin. Ein Holzsplitter hatte sich ihr in die Haut gebohrt.

»Das habe ich gleich.« Mit spitzen Fingern zog Agathe den winzigen Span heraus.

Wieder sog Hella die Luft ein, doch Agathe übergang den Schmerzenslaut. »Nun spuck drauf!«, befahl sie, und die Ältere gehorchte.

Während Hella an ihrem Daumen sog, griff Agathe zwei der Säcke und breitete sie über die Statue. Sorgsam steckte sie die Enden fest und betrachtete zufrieden ihr Werk. Hier wäre die Madonna vor den Plünderern sicher. Niemand würde vermuten, welche Kostbarkeit sich unter dem schmutzigen Sackleinen verbarg.

Agathe ließ Hella keine Zeit, zu verschnaufen. »Wir müssen zurück!«, drängte sie. »Vielleicht gelingt es uns, noch eine Statue in Sicherheit zu bringen, bevor sie alle kaputt schlagen.«

Hella nickte zustimmend, und eilig kehrten die Mädchen durch das Seitenportal ins Münster zurück. Immer mehr Menschen hatten sich in das Gotteshaus gedrängt und reckten die Köpfe auf der Suche nach Verwertbarem. Doch was sich zum Feuern der Öfen eignete, war schnell davongetragen, und so entlud sich die Enttäuschung derer, die leer ausgegangen waren, an anderen Kostbarkeiten.

»Zerschlagt die Götzenbilder!«, klang es wütend von überall her, hallte bedrohlich von den Deckengewölben wider. »Zerschlagt die Götzenbilder!«

Mit Knüppeln und Stecken drosch der Mob wahllos auf alles ein, was Bildnisse von Heiligen trug. Leinwände wurden zerfetzt, Stuckwerk fiel in Scherben. Einzig vor dem schlanken Sakramentshaus an der Ecke zum Seitenschiff, das von einer gut bewaffneten Schar uniformierter Stadtwachen mit gezogenen Schwertern bewacht wurde, kam die Raserei zum Erliegen.

Die sinnlose Gewalt machte Agathe Angst. Es hatte keinen Sinn, ein weiteres Bildnis zu retten. Sie mussten so schnell wie möglich fort von hier. Bemüht, den Rasenden auszuweichen, strebten die Schwestern dem Hauptportal zu, doch die Menge machte ein Fortkommen schier unmöglich.

Unter den anfeuernden Rufen der Umstehenden stießen zwei Männer die Statue von Johannes dem Täufer von ihrem Sockel. Agathe konnte gerade noch dem tönernen Arm des Heiligen ausweichen, bevor er auf dem Boden aufschlug. Johannes zerbarst in viele Scherben, und als ginge auch von den heil gebliebenen Stücken noch Gefahr für ihr Seelenheil aus, droschen andere mit ihren Knüppeln die Fragmente gänzlich zu Staub.

Hella blieb wie angewachsen stehen. Mit angstgeweiteten Augen starrte sie auf die Trümmer.



»Komm fort von hier!«, drängte Agathe und schlüpfte behende zwischen den Tobenden hindurch dem rettenden Portal zu.

Doch bereits nach wenigen Schritten merkte sie, dass Hella ihr nicht gefolgt war. Sie hielt inne und wandte den Kopf. »Los! Beeil dich!«, rief sie. Dann sah sie, wie neben der Schwester die Figur des heiligen Georg zu schwanken begann.

»Hella, pass auf!«, schrie sie gellend.

Doch die Schwester reagierte nicht. Agathe kam es vor, als dehnten sich die Sekunden zu Ewigkeiten, während die Statue herabstürzte. »Hella!«, rief sie abermals, dann hielt sie die Luft an.

Dieser zweite Schrei riss Hella endlich aus ihrer Starre, und sie fuhr zurück. Das Haupt des Heiligen verfehlte sie nur um eine Handbreit.

Agathe atmete seufzend aus, und mit lautem Knall schlug die Statue auf dem steinernen Kirchenboden auf.

Tonscherben spritzten umher, und der noch unversehrte Kopf des Drachen wurde emporgeschleudert. Das aufgerissene Maul des Untiers traf Hella an der Schläfe. Ohne einen Laut sackte das Mädchen zu Boden.

»Hella!« Agathes Schrei schnitt durch das Lärmen. Sie eilte zu ihrer Schwester und warf sich neben ihr auf die Knie. »Hella!«

Doch die Schwester reagierte nicht. Wie leblos lag sie da. Aus einer schmalen Wunde an der Stirn rann Blut über ihr bleiches Gesicht.

Mit einem Mal wurde es still um sie herum. Einer nach dem andern hielten die Männer in ihrem Rasen inne und senkten die Stecken. Betretenes Schweigen umhüllte sie.

Agathe spürte, wie jemand sie am Arm fasste, fortzog, auf die Beine stellte. Ein anderer beugte sich vor und hob Hella auf seine Arme.

»Wie heißt du, Kind? Wo wohnst du?«

Die Fragen drangen nicht bis zu Agathe vor. Der Mann schüttelte sie leicht. »Sag mir, wo du wohnst! Wer sind deine Eltern?«

Agathe war unfähig, zu sprechen, vor ihren Augen tanzten dunkle Pünktchen. Mit aller Kraft nahm sie sich zusammen. Sie musste Hella nach Hause bringen! Unsicher einen Fuß vor den anderen setzend, führte sie die Männer aus dem Münster hinaus, an den Händlern am Holzmarkt vorbei in die Sattlergasse.

Helene Streicher öffnete selbst die Tür, und obschon die aufgelöste Erscheinung ihrer jüngsten Tochter – Agathes staubbedecktes Kleid, ihr wirres Haar – und die groben Menschen in ihrer Begleitung sie ahnen ließen, dass etwas Schlimmes geschehen sein musste, bewahrte sie die Haltung, die man von einer Frau ihres Standes erwartete. Einzig die zarte blaue Ader an ihrer Schläfe pochte heftig. Solange sie ein Unglück nicht zur Kenntnis nähme, träfe es vielleicht nicht ein.

Dann jedoch trat ein Mann vor, der auf seinen starken Armen ihre mittlere Tochter trug, totenbleich und ohne Bewusstsein, und dem Unglück ließ sich nicht länger die Tür weisen. Helene erbleichte. Einen winzigen Moment stand sie wie versteinert da, die fein geschwungenen Lippen fest aufeinandergepresst, dann entfuhr ihrer Kehle ein spitzer Schrei.

Jos, der Hausknecht, kam herbeigeeilt. Behutsam nahm er Hella aus den Armen des Mannes entgegen und trug das Kind die zwei Treppen hinauf in die Schlafkammer der Mädchen. Helene folgte ihm, und benommen taumelte Agathe hinterher. Jos legte Hella auf ihre Bettstatt. Alsdann lief er los, den Wundarzt zu holen.

Als das Klappen der Haustür verriet, dass die Männer, die Hella heimgebracht hatten, den Hausflur verlassen hat-

ten, stürzte auch Katharina, die bereits erwachsene Streicher-Tochter, herbei. In der Eile verrutschte ihr dichter Schleier und offenbarte ein großes Stück rosafarbenen Narbengewebes. Es überzog gut die Hälfte von Katharinas Gesicht, von ihrem linken Ohr, von dem nur ein kleiner Fetzen übrig geblieben war, die Wange hinab über Auge und Nase bis hin zu ihrem Mundwinkel, der seither in starrem Lächeln verweilte.

Seit jenem unglückseligen Fastnachtsmorgen trug Katharina den Schleier auch im Haus, um wenigstens einen Teil ihres entstellten Gesichtes zu verbergen. Sie hob die Hand, um ihn zurechtzurücken, doch beim Anblick ihrer verletzten Schwester schlug sie unwillkürlich das Kreuzzeichen.

»Hella! Kind! Wach auf!« Helene beugte sich zu ihrer Tochter hinab und schüttelte sie leicht an der Schulter.

Hella reagierte nicht. Still lag sie da, die Augen geschlossen, als schliefe sie. Aus der Wunde an ihrer Stirn sickerte ein feiner Faden dunkelroten Bluts in das Kissen.

»Der Drachenkopf hat Hella getroffen«, stieß Agathe, die hinter ihrer Mutter in die Kammer getreten war, tonlos hervor. »Sie zerschlagen die Altäre im Münster!«

Sachte legte Helene die Hand auf Hellas Brust. Das Herz schlug. Kaum spürbar hob und senkte sich der Brustkorb. Hella lebte!

Wortlos verließ Helene die Kammer, um kurz darauf mit einer Kanne kalten Brunnenwassers zurückzukehren. Agathe sah, wie die Hand ihrer Mutter zitterte. Kaum vermochte sie, den Krug zu halten, während sie vorsichtig das Gesicht ihrer Tochter mit Wasser besprengte.

Angespannt beobachtete Agathe die Züge der Schwester und wartete auf eine Regung. »Hella, wach auf!«, flehte sie leise.

Wieder und wieder tauchte Helene die Hand in den

Krug, doch es schien vergebens. Hella zeigte keinerlei Reaktion. Schließlich hielt sie mutlos inne.

Agathe indes mochte so schnell nicht aufgeben. Trotzig schob sie das Kinn vor. Hella musste aufwachen! Sie musste einfach! Beherrscht nahm sie der Mutter den Krug aus der Hand und schüttete einen Schwall Wasser in das Gesicht der Schwester. Hella regte sich nicht.

Agathe schüttete mehr Wasser in Hellas Gesicht. Da! Jetzt vermeinte sie, ein leichtes Flirren der blassen Wimpern zu erkennen. In einem Schwung leerte Agathe den ganzen Inhalt des Kruges über den Kopf ihrer Schwester.

Hella schlug die Augen auf, um sie sogleich wieder zu schließen. »Mein Kopf!«, klagte sie. »Es ist so hell ...«

Mit einem Schluchzen der Erleichterung warf Agathe sich über die Schwester und schloss sie in die Arme, doch Hellas Stöhnen ließ sie zurückfahren.

Helene zog Agathe beiseite und ließ sich selbst auf der Kante des Bettes nieder. Zärtlich tupfte sie mit einem Zipfel des Lakens das Wasser von Hellas blassen Zügen. Das Blut aus der Wunde an Hellas Stirn färbte das Tuch rot.

Eiliges Poltern ertönte auf der Stiege, und einen Moment darauf schob Jos einen schlaksigen Burschen in die Kammer, der einen großen Holzkasten unter dem Arm trug. »Hier ist der Wundarzt«, stieß er schnaufend hervor.

»Merk, Hans Jacob«, nannte der junge Mann ein wenig atemlos seinen Namen und verbeugte sich linkisch. Er hatte lange Arme und Beine, und es schien, als hätte der übrige Körper es nicht vermocht, mit ihrem Wachstum Schritt zu halten.

Agathe bemerkte den prüfenden Blick, mit dem ihre Mutter ihn musterte. Merk war recht jung für einen Wundarzt. Gerade einmal zwanzig Jahre mochte er zählen, und es konnte nicht viel Zeit vergangen sein, seit er sein

Meisterstück gemacht hatte. Dennoch bedeutete Helene dem Wundarzt mit einer Handbewegung, an das Bett ihrer Tochter zu treten.

Merk setzte den Holzkasten auf dem Boden ab und beugte sich über Hella. Behutsam schob er den Zopf des Mädchens beiseite und beschaute die Wunde an ihrer Stirn.

»Dürfte ich wohl um das Ei eines Huhns bitten?«, fragte er, den Blick schüchtern zu Boden gerichtet, beugte sich zu seinem Kasten hinab und begann, mit beiden Händen darin zu kramen.

Während Jos eilte, das Ei zu holen, beobachtete Agathe, wie Merk eine tönernerne Schale aus dem Kasten hervorholte, ein paar Stoffstreifen, ein kleines verschlossenes Glasgefäß, einen hölzernen Spatel und etwas, das aussah wie ein Rührbesen, nur dass er viel kleiner war als der, welcher in der Küche des Streicherschen Hauses zum Einsatz kam.

Merk legte die Dinge auf dem Kasten neben der Bettstatt ab, nahm den Stopfen von dem Glas und schüttete vorsichtig ein wenig des erdfarbenen Pulvers in die Schale.

»Was ist das?«, fragte Agathe, die ihre Neugier nicht zu zügeln vermochte.

»Pscht!«

Es war Katharina, die Agathe zur Ordnung ermahnte, nicht die Mutter. Nach dem Tod ihres Mannes war Helene in tiefe Traurigkeit versunken, und einzig der Glaube vermochte ihr Trost zu spenden. Nach wie vor versorgte sie den Haushalt, doch den aufreibenden Anforderungen der Kindererziehung – Agathe war zu der Zeit zwei Jahre alt, Hella drei und Augustin fünf – war sie nicht gewachsen gewesen. Wie selbstverständlich hatte die damals elfjährige Katharina, von jeher ein ernstes und besonnenes Kind, diese Aufgabe übernommen.

Agathe bedachte die große Schwester mit einem unwilli-

gen Blick. Der junge Wundarzt indes lächelte ihr schüchtern zu. »Das ist Galens Stopfpulver«, erklärte er. »Es schließt die Wunde.«

Kurz darauf kehrte Jos mit dem Ei zurück. Merk zerschlug es und ließ das Eiklar zu dem Pulver in die Schale gleiten. Dann griff er nach dem Rührgerät und begann, es mit dem Pulver aufzuschlagen, bis es schaumig und fest wurde.

Abermals kramte er in seinem Kasten und förderte einen zerknitterten Lappen zutage, auf dem Agathe unschwer die Flecken von bereits getrocknetem Blut erkennen konnte.

Nun endlich wandte Merk sich seiner jungen Patientin zu, und Agathe schlich noch näher heran, um besser sehen zu können.

Merk drehte Hella Kopf, bis die Wunde nach oben wies. Nach einem kurzen Moment des Zögerns drückte er mit der rechten Hand den Lappen auf die Wunde und hielt ihn fest.

»Au!« Hella schrie auf.

Mit der Linken langte der Wundarzt nach der Schale mit dem verrührten Eiweiß. Er nahm das Tuch von der Wunde und ergriff den Spatel. Doch bereits, als er ihn in die Eiermasse tauchte, überschwemmte frisches Blut den Rand der Wunde, und er musste erneut den Lappen auf die Blutung pressen.

Agathe sah, wie der Blick des Wundarztes hilflos von dem Lappen zur Schale ging, von dort zum Spatel und zurück. Offensichtlich fehlte ihm eine dritte Hand, erkannte sie und streckte unversehens ihre eigene nach dem Lappen aus.

Merk nickte ihr dankbar zu. Rasch löste er seine Hand von dem Lappen und presste ihre darauf.

Erneut entfuhr Hella ein Schmerzenslaut, doch tapfer

widerstand Agathe dem Drang, ihre Hand zurückzuziehen.

Mit der freien Rechten ergriff Merk nun den Spatel und häufte etwas von der Eiweißmasse darauf. »Jetzt zieh den Lappen weg«, wies er sie an, und Agathe tat wie geheißen. Sogleich trat wieder etwas frisches Blut aus der Wunde hervor, doch der Moment genügte Merk, die Masse auf die Wunde zu streichen.

Fast im selben Augenblick hörte die Wunde auf zu bluten, stellte Agathe beeindruckt fest und sah zu, wie der Arzt einen der Stoffstreifen auf der Wunde plazierte. Die übrigen wand er als Verband um den ganzen Kopf und steckte schließlich das Ende des letzten Streifens gewissenhaft fest.

Mit dem blutverschmierten Lappen wischte Merk den letzten Rest der Eimasse aus der Schale. Sodann räumte er seine Utensilien in den Kasten und hob ihn sich ungelenkt auf die Schulter.

»Man wird dir in der Küche deinen Lohn auszahlen«, beschied ihm Helene.

Der Wundarzt verbeugte sich höflich und stakste, von Jos begleitet, aus der Kammer.

»Tut es sehr weh?«, fragte Agathe Hella voller Mitgefühl und wischte ihr mit dem feuchten Zipfel des Lakens die Spuren geronnenen Blutes aus dem Gesicht.

Hella wimmerte anstelle einer Antwort.

Agathe legte das Tuch beiseite und ergriff die Hand der Schwester. Prüfend blickte sie ihr in das Gesicht. Hella wirkte benommen, und ihr linkes Auge, das auf der Seite, auf welcher die Wunde war, kam Agathe merkwürdig vor. Die Pupille war größer als auf der rechten Seite. Bisher war es Agathe nie aufgefallen, dass Hella zwei verschieden große Augen hatte. Ob das von der Verletzung herrührte? »Nun wirst du bald wieder gesund«, flüsterte sie zärtlich.